O diese Zeit!

Canzone

von

Max Waldau.

V 1915 6

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1850.

h

A.

Humboldt-Univ. Bibl.
Berlin

Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

An

Ferdinand Freiligrath.

. . . . Nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria. —

Dante.

Wie denk' ich gern an meine Wanderzeit,
An Rebenlaub und Alpenroſen,
Wenn mich, von allen Frühlingswundern weit,
Des Nordens Stürme hier umtoſen.
Wie denk' ich gern an jede Felſenwand,
Die ich mit Steigerſchuh'n beſchritten,
An jeden blauen See im Schweizerland,
Den ich auf raſchem Kiel durchſchnitten!

O jene Zeit! Wie oft hab' ich die Nacht,
Nicht wach, und doch vom Schlaf gemieden,
Allein im tiefſten Walde hingebracht,
Allein mit mir und meinem Frieden!
Wie oft hab' ich der Sonne Stral belauſcht,
Wenn er die Bergesſpitzen küßte;
Wie oft war mir's, wenn hoch die Flut gerauſcht,
Als ob ich betend jubeln müßte!

Man hat mich oft verlacht, — ich hieß ein Kind,
Mich freuten Lerchen ja und Blüten,
Ich ſä'te Blumenblätter in den Wind
Und ſah im Neſt die Vögel brüten. —
So kam's, daß ich den Leuten gern entrann
Und hinter mir zerbrach die Brücken;
Ich mag nur denen, die ich liebgewann,
Von Zeit zu Zeit die Hände drücken.

Dich hab' ich lieb! Es hat Dein Liederbuch
Auf mancher Fahrt mich treu begleitet,
Und war ich trüb, so hat von Dir ein Spruch
Mir oft die kranke Bruſt geweitet. —
In Zürich war's, mich trug dahin mein Fuß,
— Ich bin um Deinethalb gekommen;
Der Fremdling brachte nichts als seinen Gruß,
Du haſt ihn herzlich aufgenommen.

Ich danke Dir's noch heut' wie dazumal,
Daß Du den müden Mann erquickteſt,
Und ihm aus Deinen Augen einen Stral
In seine durſt'ge Seele blickteſt.
Von hohen Träumen waren wir durchweht,
Ein Seher Du, und ich ein Schwärmer,
Heut' ſind wir Beide, Schwärmer und Proset
Um manche ſtolze Hoffnung ärmer.

Ob Du wol ſchöner wohnſt am „deutſchen“ Rhein,
Als damals an der Limmat Welle?
Denkſt Du nicht oft bei einem Becher Wein
An Deine ſchmale Zürcher Zelle?
Ob in der Heimat nicht ein wilder Weh
Auf Deinem heißen Herzen laſtet,
Als in der Zeit, da fern am Schweizerſee
Des Dichterflüchtlings Fuß geraſtet?

O nicht umſonſt wobſt Du ein deutſch Gewand
Für Shakespeare's alte Griechenſagen:
Denn wie Adonis hat das deutſche Land
Die Venus Freiheit ausgeſchlagen.
Du ſangſt dies Lied und warſt dabei voll Zorn,
Du hülltest Herz und Haubt in Trauer .....
Traf nicht das Volk der Bayonnette Dorn,
Wie jenen einſt des Ebers Hauer? —

In Zürich wehte kräft'ge Frühlingsluft.
Balsamisch rann sie durch die Glieder;
Es war im Mai, hell sangen ihren Duft,
Ein prächtig Lied, Jasmin und Flieder;
Aufflammten in den Gärten rings am Steg
Auch schon die ersten Rosenkerzen — —
War auch der Fuß mir matt vom langen Weg,
Trug ich doch frischen Mai im Herzen.

Und jetzt? — Ich komm' und eile fort in Hast,
Durch Eis und Schnee schreit' ich von hinnen,
Und heute trägt Dein alter müder Gast
Auch einen starren Winter innen.
Er drückt Dir hastig nur die Hand im Flug,
Du kannst zur Zeit ihn nicht erheitern,
Das Riff, an dem sein Blumenkahn zerschlug,
Ließ ja auch Deine Flotte scheitern.

Nun ſind wir Beide arm, nur reich an Gram,
An Zorn und Unmut, die wir theilen;
Wie einſtens unſer Lied als Blüte kam,
So kommt es jetzt ein Wald von Pfeilen.
Reich' freundlich mir die Hand und ſchilt mich nicht,
Daß ich ſo gern den Lenz bewahre;
Ich miſſ' ihn ſchwer und fürchte, mein Gedicht
Gilt Dir als gar zu trübe Waare.

Daß ich einſt heiter war und leicht beglückt,
Ich kann es nimmermehr vergeſſen,
Du wirſt ja nach der Trauer, die mich drückt,
Die Größe des Verlornen meſſen ....
Leb' wohl! Ich laſſe Dir dies bleiche Lied,
Als „Meingedenken," auf der Schwelle,
Im Roſenkranz der Träume ſei's ein Glied
Für mich und Deine Zürcher Zelle.

Im Januar 1850.

G. v. H.

O diese Zeit!

O dieſe Zeit, ſo matt und zwiefach froſtig,
Verhüllten Haubts die ew'gen Sterne droben,
Flornebel flattern aus der Erde Keſſeln,
Die Roſen ſind von Eis und Schnee umſtoben,
Die Sänger fern, des Stromes Spiegel roſtig ....
O, alles Holde ſchlug die Zeit in Feſſeln!
Nur eine Bürde Neſſeln,
Gramvolle Menſchenherzen wund zu ſchlagen,
Riß ſie zuvor vom Schutt zerborſtner Mauern,
Und für thränloſes Trauern,
Das uns wol quält in ſolchen Wintertagen,
Hat ſie ein altes, immer neues Höhnen,
Wir ſehn die Scheitel ſie mit Dornen krönen.

Mein Herz iſt wund, mein Haubt zeigt blut'ge Male —
Trüg' ich's allein, dann wüßt' ich's ſtolz zu tragen;
Trüg' ich's allein, die Dornen macht' ich treiben,
Und grüne Sproſſen würden meine Klagen,
Die, heißgepflegt in meines Herzens Schale,
Zu blütenreichen Bäumen bald bekleiben.
Aus Tannen ſelbſt und Eiben
Wüßt' ich manch freundlich holdes Bild zu locken,
Aus zäher Wurzel wonnig ſüße Reben,
Aus Tod ein duftig Leben;
Zu Sternen würden hell des Schnees Flocken,
Zu Blüten des vereiſten Fenſters Flaſern,
Brauthemden aber aus den Neſſelfaſern.

Trüg' ich's allein! Nun trag' ich's mit den Andern,
Nur ſchwerer wol als einer aus der Maſſe,
Nur tauſendfach und tauſendfach geſtaltet,
Weil ich das Leid der Andern mit erfaſſe,
Weil ihres Blickes Klagen zu mir wandern,
Und mir auch ſtammes Weh die Bruſt zerſpaltet.
O wär' mein Herz erkaltet,
Mein Fühlen ſtumpf, mein Sehnen minder krebend,
Und wär ich blind und taub, könnt' ich vergeſſen,
Dächt' ich in alle Eſſen
Nur Rauch vom Mal der Freude ſich erhebend,
Dann .... Frieden hätt' ich nicht, noch Glück gefunden,
Doch fühlt' ich dann nicht täglich neue Wunden.

So ſitz' ich ſtill verſunken am Kamine
Und hab' den Kopf traumſchwer in beiden Händen.
Dumpfſinnend, halbgeſenkt die Augenlider,
Seh' ich die Flammen lecken an den Wänden,
Auch fach' ich an der Kohlen Glutrubine
Und hetze ſie am Holze auf und nieder. --
Ich glaube, daß die Glieder
Den Dienſt für ſich, weil ſie's gewöhnt, verrichten
Und mich erwärmen ohne mich zu fragen,
Denn wahrlich, ſollt' ich ſagen,
Daß mir ſolch Wachen lieb, ich müßt's erdichten;
Ich brauche Licht und Luft und warme Sonne
Und nur dem Freien iſt das Leben Wonne.

Mein Hund drängt ſeinen Kopf voll ſchwarzer Zotten
An meine Knie' heran, er ſeufzt und wimmert;
Nicht weil ihn friert, nicht weil er ſelber leidet,
Und nicht weil Licht in ſeine Augen flimmert,
Auch treibt's ihn nicht, im Wald herum zu trotten,
So lang das Moos fußhoch mit Schnee bekleidet.
Wie er ſich ſtets beſcheidet
Und meinem Winke folgt und meinem Schalten,
So trauert er um meinethalb auch heute
Und iſt des Kummers Beute,
Weil ich betrübt, und meine Stirn in Falten,
Und doch, mein gutes Thier, trotz Deiner Nähe,
Bin ich allein, allein ſo weit ich ſpähe.

Allein, obwohl auch Du mir treu geblieben,
Du holde Fraue, die uns Lieder ſpendet,
Du Weib der Weiber, makelloſe Schöne,
Du Wundermelodie, die niemals endet,
Du Göttin, die nur edle Menſchen lieben,
Du hohe Herrin über Wort' und Töne.
Ob Dich der Troß verhöhne,
Zertrümmert glaube Deine Zauberwelten,
Weil eine Bettel, eine Straßendirne
Die buhleriſche Stirne
Getüncht erhob, um ſo für Dich zu gelten ....
— Du lächelſt? — O ich weiß, der Troß iſt ſieglos,
Und des Triumfes Kränze nimmſt Du frieglos.

Doch biſt auch Du ein andres Bild geworden.
Wo iſt's die Stirne noch, die ſtolze, reine,
Die blauen Augen noch, die ſonnenklaren,
Die Hand, gemeißelt aus belebtem Steine,
Dein Mund ſpricht noch, wie immer, in Akkorden,
Und Sterne brennen in den goldnen Haaren.
Dein reiches Herz bewahren
Dieſelben Brüſte noch, und an den Hüften
Wird von der Anmut Gürtel ungezwungen
Dein Kleid noch feſt geſchlungen:
— Doch ſeine Enden flattern in den Lüften,
Walküren gleich, ſo kommſt Du heiß und eilig,
Nicht wie die Prieſterin, nicht mild und heilig.

Dein Auge glüht! Einſt warf es ſanfte Wellen,
In denen ſich des Himmels Blau geſpiegelt.
Zwei ſüße Himmel, Blau in Blau verſchwommen,
Die Tiefen und die Höh'n zugleich entſiegelt,
Ein weltvergeſſnes In einander quellen
Gab mir Dein Auge damals zum Willkommen.
Von meiner Bruſt genommen
War alles Leid, wenn mich Dein Blick getroffen,
Gotttrunkne Liebe hielt mich weich umfangen,
Lebendigſtes Verlangen
Durchzuckte meine Adern, mächtig Hoffen
Hob mir das Herz empor zum Himmelsdome,
Wo es verſank in goldner Träume Strome ...

O, Lieb' iſt Andacht, Andacht iſt Vergeſſen,
Iſt Untergehn in Glanz und Sonnenſtralen,
Aufleuchten, Lodern, Herz und Haubt in Flammen,
Sie iſt ein Trunkenſein aus Nachtmalsſchalen,
Ein Jenſeits über Zeit und Raüme meſſen,
Ein Nichts, ein All, o eine Welt zuſammen!
Aus ihrem Schoſe ſtammen
Die ſüßen Schauer, die uns warm durchrieſeln,
Wenn um die Scheitel weiße Flocken liegen,
Die Pulſe nicht mehr fliegen,
Und unſre Herzen ſterbend ſich verkieſeln.
Die Andacht ſchmilzt ſie dann, ſie leben wieder
Und ſingen leiſe ihrer Jugend Lieder.

Das war am Neckar, als die Mandelbäume
Zu rieſenhaften Roſen ſich geſtaltet,
Weil Menſch geworden eine Roſ' aus Liebe,
Weil eine Roſe ſich als Weib entfaltet;
Denn doppelt blühen mußten all' die Räume,
Daß nach der einen keine Lücke bliebe.
Nie ſproßten Blütentriebe
Mit ſolcher Haſt aus allen Erdenfugen,
Nie war ein Frühling holder noch und reicher,
Nie ſchlug der Sproſſer weicher —!
Das war ein Lenz! Des Neckars Wellen trugen
Uns, freundlich ſchaukelnd, durch das Luſtgewimmel,
— Und drüber lag Dein Aug' als blauer Himmel.

Dein Auge glüht! Einſt blühte unter ſeidnen
Nachtfarbnen Wimpern, die gleich Halmen bebten,
Ein Veilchenpaar, das thauig oft erglänzte,
So daß nur aus bethränten Kelchen ſchwebten
Die Duftgebete dann, die bang beſcheidnen,
Wenn Morgenrot die ſchöne Welt bekränzte.
Wehmütig Sehnen gränzte
Des Blickes Reich und ſchmerzlich herbe Klage:
— Daß Veilchen fern an lieben Gräbern ſproßten,
Ließ mich Dein Auge koſten. —
Schwermütig ſchlug die Nachtigall im Hage,
Weil jener Veilchen Beten ſie belauſchte,
Weil ſie aus ihrem Kelche ſich berauſchte.

Dein Auge glüht und rollt, ein Meer im Zorne,
Ein ſtürmiſch Meer, gehemmt durch Riff' und Klippen,
Ein wildes Droh'n, von Blitzen heiß durchflogen;
Und Pfeile ſchießen Deine weichen Lippen,
Sie ſtechen tief, die ſcharfen Liederdorne,
Ob auch geſchnellt von allerſchönſtem Bogen.
Der Harfe Töne wogen
Wie Sturmgelaüt, das Donner jäh durchdröhnen,
Und durch die Donnerweiſen wieder gleiten,
Eh' noch verbrauſt das Streiten,
Wehrufe oft und müdes Todesſtöhnen.
Du bringſt nicht Troſt, und nach dem Kampf nicht Frieden,
Du linderſt nicht, Du machſt die Pulſe ſieden.

Du, weil Du ewig biſt, Du ſiehſt das Ende,
Du ſtrebſt und kämpfſt und leideſt, um zu leben,
Doch wir, wir kämpfen leidend, um zu ſterben,
Wir ſehen endlos unſer beſtes Streben
Und leiden für die eine karge Spende,
Daß unſre Kinder unſre Kämpfe erben.
Nur ſolchen Troſt, ſolch herben,
Der ſich von Hoffnung nährt, weißt Du zu geben.
Für Menſchenherzen ſind wie Dunſt und Schäume
Der Ew'gen ew'ge Träume,
— Nur daß ſie Schmerz in unſre Träume weben.
Die Ew'gen können unſern Schmerz nicht faſſen,
Sie müſſen uns ihn einſam tragen laſſen.

Und einſam bleib' ich, wenn auch liebe Hände
Die Sorgen freundlich mir verſcheuchen wollen;
Wenn ferne Treue holde Grüße ſpendet,
Oeltropfen auf der Träume wildes Rollen.
Und manch ein Freund für meines Fiebers Brände
Aufmunterung und Labung auch verſchwendet.
Der Hoffnung Spielwerk blendet
Wol draußen in des Marktes wirrem Jagen,
Im Lenz, wenn Wunder aus der Erde quellen
Und tauſend Knospen ſchwellen,
Doch mich nicht, heute nicht, heut' gibt es Klagen,
Die keine Hand von meiner Stirne ſtreichelt,
Und die kein Lied aus meinem Herzen ſchmeichelt.

Wer liebt die Winternacht, die lange, bange,
Die endlos, glanzlos Erd' und Himmel decket?
Wer liebt es, einsam vor sich hin zu brüten,
Wenn wimmernd nur sein Hund die Hand ihm lecket?
Wer liebt, die jetzt so überreich im Schwange,
Erfrorne Herzen und erfrorne Blüten?
Wer liebt des Sturmes Wüten,
Wie's jetzt an meines Fensters Scheiben rüttelt?
Mich fröstelt's an, kommt es so wild geschnoben,
Wie finstrer Geister Toben,
Und scheues Grau'n hat immer mich geschüttelt,
Sang mir die Windsbraut ihre Schauerweisen
Und ihren Jammer, ihren sterbend leisen.

Ich hört' ihn oft, zu Land' und auf den Fluten,
Ich hört' ihn ſchrill und ſchneidend, tauſendſtimmig.
Denſelben Schrei der Luft, dieſelben Laute,
Unheimlich raſend bald, wie Flüche grimmig,
Bald ſtöhnend, wie ein Menſch, der im Verbluten,
Halbtot, nochmals umſonſt nach Rettung ſchaute.
Und ich geſteh's, mir graute
Vor dieſer Klage, dieſer weſenloſen,
Wie vor dem Hohngelächter des Verbannten,
Wenn ihn die Geiſtverwandten
Beim letzten Abſchied, heftig weinend, koſen.
Ich hört' ihn auch, den Schrei, in fremden Landen,
Er that mir weh, drum hab' ich ihn verſtanden.

Er griff mir in die Bruſt mit ſcharfem Zahne,
Und doch, als zög' ihn Sehnſucht mir entgegen,
Als ob er ſeines Lebens einen Splitter,
Den fremde Wetterwolken trüb umhegen,
In meiner Bruſt, in meinem Herzen ahne
Und ihn beſchwöre in des Sturms Gewitter.
Sein Ruf war rauh und bitter,
Weil ſeine Töne ſtets mich nur erinnern,
Daß ſie das Übermaß verzerrter Liebe —;
Weil mächtig heiße Triebe
Ihm Antwort geben tief in meinem Innern,
Und mit ihm klagen, ſo wie Kinder weinen,
Wenn von der Mutter Wimpern Thränen ſcheinen.

— Er iſt der **deutſche Geiſt**, im All verloren,
Der Geiſt, der das Gedankenreich beflügelt,
Der uns die Fernen in die Nähe rückte,
Derſelbe Geiſt, der zweimal Rom gezügelt,
Der Geiſt, der Allergrößtes oft geboren,
Der überall die erſte Blume pflückte.
Sein Gottesathem drückte
Auf alles Hohe der Vollendung Zeichen,
Er iſt in Oſt und Weſt, in Süd und Norden
Eins mit dem All geworden,
Der deutſche Geiſt, dem keiner zu vergleichen!
Er iſt der Geiſt, dem ſich die Völker neigen,
Indem ſie auf der — Deutſchen Nacken ſteigen.

Der deutſche Geiſt, der in den Lüften wimmert,
Das körperloſe Bild, der Sturmgedanke,
Mit ſeiner Zaubermacht und ſeinen Klagen,
Mit ſeinen Schätzen, ſeinem Lebenstranke,
Mit ſeinem Lichte, das die Welt durchſchimmert,
Und ſeiner Wut, mahnt mich an alte Sagen.
Wem ward in Kindertagen
Nicht von der Königin der Luft geſungen,
Die allen Reiz, nur ſeinen Leib empfangen,
Nur ſeine weichen Wangen,
Nur ſeinen Mund, zu Küſſen hold gezwungen,
Kein ſtolzes Haubt, um hoch empor zu ragen,
Und keine Stirn, die Krone drauf zu tragen?

Ein Leib, ein Leib nur für die deutſche Seele,
Ein Deutſchland nur, nicht dreißig deutſche Länder,
Nur deutſchen Grund für freie deutſche Herde,
Ein einzig Band ſtatt all der bunten Bänder,
„Hie Deutſchland!“ dann aus jeder deutſchen Kehle,
Und Deutſchland ſpricht das Recht der ganzen Erde.
O, nur einmal dies: „Werde!“
Das ſtürmiſch wol, doch nicht Verzweiflung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubel weiter ſenget
Und Schloß und Grüfte ſprenget,
Allüberall ſein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! Doch nur ein freier, reiner,
Ein Leib in Feſſeln iſt ſo gut als keiner.

— Wie oft ſah ich die Roſenknoſpen ſpringen
Und ſtarrte in den Schos der erſten Blüte,
So trüb und ſtier, daß meine Blicke fragten,
Ob es der Thau, der auf den Blättern glühte?
Die Lerche hört' ich hoch zuhaüpten ſingen
Und wußte nicht, was ihre Lieder ſagten.
An meinem Herzen nagten
Des Vaterlandes Schmach und ſeine Trauer.
Doch weint' ich nicht, — ich mochte lieber grollen.
Hoch bei des Donners Rollen,
Beim Sturm, der Föhren brach, beim Hagelſchauer,
Der Feld und Wald und Wieſengrün getroffen,
Bei Blitz und Wetter war mein ganzes Hoffen.

War nicht das Land umher ein Grabeshügel,
Ein Kreuz aus Stein, das ſchon der Frühling küßte,
Ein Katafalk, den die Natur erbaute,
Ein prachtvoll ausgeſchmücktes Grabgerüſte,
An dem ein Cherub mit geſenktem Flügel
Aus jedem Blütenkelche weinend ſchaute?
Des Weihrauchs Dünſte braute
Die Nacht, die Finſterniß in Menſchenſeelen,
In denen Kraft und Liebe längſt verlodert,
Und weil, wo Totes modert,
Die Totenraben nie und nimmer fehlen,
Seht ihr die Raben auch die Lüfte färben;
Wir trauern, wir, — ſie kommen, um zu erben.

Und das ſcheintote Deutſchland iſt die Leiche,
Das hohe Götterbild, das frech zerbrochne,
An dem die Raben ihre Klauen wetzen,
Und dem ſie täglich in die wundgeſtochne
Und hunderttauſendmal zerriſſne Weiche,
Nach Schätzen wühlend, ihre Schnäbel ſetzen.
Wir trauern und benetzen
Mit heißen Thränen wol die ſchweren Wunden,
Und Mancher wagt es auch, die Fauſt zu ballen.
Doch tauſend Andre wallen
Als zahme Pilger, nur zu ſichren Stunden,
— Wenn allergnädigſt es erlaubt ein Rabe. —
Zur Totenmeſſe an der Mutter Grabe . . . . .

Der Leib iſt da, verſargt zwar und in Stücken,
Doch noch in Trümmern eine Rieſenleiche
Und ſchön und wunderlieb vor allen Landen,
Wenn er bewahrt vor neuem Trennungsſtreiche,
Wenn glutdurchhaucht, in liebendem Entzücken,
Die Glieder alle ſich zuſammen fanden.
Der Geiſt iſt ſchnell zu Handen,
Wenn erſt die Raben fort, der Schutt verſchwunden.
Der Geiſt iſt da! Es gilt, den Bann zu brechen
Und laut das Wort zu ſprechen,
Durch das er ſeinem Leibe neu verbunden — —
Die Raben kreiſchen, und man kann's nicht hören,
Die Raben ſind es, die den Zauber ſtören.

Es kam ein Tag, — er kam und ging von hinnen, —
Die Sonne traf des ſtarren Leibes Glieder,
Die Fäuſte ballten zuckend ſich zuſammen,
Die ſtillen Augen hoben ihre Lider
Und ſahn, — wie Augen ſehn nach langem Sinnen
Und blöde ſtets das Licht zumeiſt verdammen.
Der Geiſt, der Geiſt der Flammen,
War nicht als Gott, der Tote auferweckte,
Als Freiheitsgott in Deutſchland eingezogen.
Und die Propheten logen,
Als ſie, die nur ein ärmlich Trugbild neckte,
Vieltauſend Freudenfeuer angezündet
Und Deutſchlands Auferſtehung rings verkündet.

Scheinleben war's, nicht Lebensvollbewußtsein!
Das wandelnde Gespenst, es fühlte immer,
Daß es dem Grabe seine Tage stehle,
Drum konnte selbst bei seiner Feste Schimmer
Nie freiheitsmutig, nie voll echter Lust sein
Dies bleiche Ding mit der geborgten Seele.
Daß ihm die eigne fehle,
Die sich um Raben nicht und Geier kümmert,
Urdeutsche Kraft, die oft an einem Tage,
Mit einem einz'gen Schlage,
Den Kerker und den Kerkervogt zertrümmert,
Das war zu sehn an seinen ersten Schritten,
Zu sehn an seinem Kriechen, seinem Bitten.

Man taufte das Geſpenſt mit heil'gem Namen,
„Germania,“ ſo hieß es allerwegen.
Die Dirne ging in Purpur und in Seide,
Beflittert und geputzt, wie Dirnen pflegen,
Die ein Gemälde ſchätzen nach dem Rahmen
Und Menſchenwert und Würde nach dem Kleide.
Es war ihr Augenweide
Mit eitlem Fürſtenpomp ſich zu umgeben,
Doch für der Deutſchen bange Hoffnungsſchmerzen
Sprach nichts in ihrem Herzen.
Den Fürſtenwünſchen galt ihr brünſtig Streben,
Sie hat, eh' noch der Jubel ausgefachert,
Schon deutſches Land und deutſches Blut verſchachert.

Zu Malmoe war's, da zog ſie hin zur Meſſe,
Zwei deutſche Gauen nahm ſie mit als Waaren
Und ſchlug ſie los am Strand in einer Penne;
Dann floh ſie ſcheu, mit aufgelöſten Haaren,
Ihr war, als ob die Furcht den Buſen preſſe
Und rote Scham auf ihren Wangen brenne.
Daß man ſie nicht erkenne,
Verbarg ſie ſich in Schleier und Gewande,
Und nicht geſichert noch in ſolchem Putze,
Nahm ſie die Nacht zum Schutze
Und floh voll Angſt durch die verratnen Lande.
Umſonſt! All' ihre Vorſicht iſt verloren,
Es dröhnt ein donnernd: Halt! in ihre Ohren.

„Bornbeved [1]) heißt dies Feld!“ — Die Dirne zittert.
Sie kann den Blick nicht von dem Manne wenden,
Der vor ihr steht, gehüllt in Panzerringe,
Des Schwertes Scheide rostig an den Lenden,
Auf blut'gem Haubt des Helmes Stahl zersplittert
Und in der Knochenfaust den Stumpf der Klinge.
Sie steht gebannt. Die Schwinge
Versagt den Dienst, des Weibes Kniee schlottern.
Verbrechern gleicht's, die beim Verhör schon meinen,
Daß sich an ihren Beinen
Tief im Verließ ergetzen Molch' und Ottern. —
Da spricht gewaltig ernst, mit heißem Grimme
Des Panzermannes dumpfe Grabesstimme:

„Steh' Weib! Mich widert's an, Dich feſt zu halten.
„Doch hören mußt Du meine Geiſterkunde,
„Und meine Zeit beſchränkt das Lied der Hähne.
„Vornhoeved heißt dies Feld, auf dieſem Grunde
„Hab' ich vor Jahr und Tag manch Haubt geſpalten,
„Bis ſelber mich zum Tode traf ein Däne.
„Wir hieben wackre Späne,
„Erſt galt es, unſre Freiheit zu erretten,
„Dann, als wir ſahn, daß Sieg nicht zu erwerben,
„Dann galt es, frei zu ſterben,
„Frei wie ein Mann, und nicht beſchimpft durch Ketten.
„Verſtehſt Du's, Weib? — Wir wußten frei zu ſterben,
„Uns ſchien die Knechtſchaft, nicht der Tod Verderben!“

„Und Keiner wich, und Keiner mochte fliehen,
„Wir haben feſt für unſern Herd geſtanden,
„Wir ſtarben frei, beſiegt, doch nicht bezwungen,
„Erſchlagen zwar, doch nicht in Schmach und Banden;
„Uns hat der Feigheit nie ein Mund geziehen,
„Zu unſrem Preis nur hat man oft geſungen.
„Du haſt den Sieg errungen
„Und beugſt den freigebor'nen Nacken nieder,
„Läßt ſpöttiſch Dich von Henkershand entkleiden
„Und Dir vom Rumpfe ſchneiden
„Auf's Neue ſtückweis Deine beſten Glieder.
„Weib, Du biſt feig, zu feig, um Dich zu haſſen,
„Man muß die Sklavin ſklaviſch enden laſſen!“

„Und Sklavin biſt Du, niedrig zage Dirne,
„Die Sklavin derer, die Dich ſtolz verachten,
„Die alle Schande über Dich verhängten,
„Um allen Ruhm vergangner Zeit Dich brachten
„Und wieder jetzt auf Deine feile Stirne
„Ein ſcheußlich ekelhaftes Brandmal zwängten.
„Wie Miſtelreiſer drängten
„Sie ſich, beſchützt von Deiner Affenliebe,
„An Deines Eichenlaubes ſchöne Krone,
„Um ihn mit frechem Hohne
„Zu praſſen in dem Mark der echten Triebe.
„Und Du, Du haſt die räuberiſchen Sproſſen
„In dürrer Zeit ſogar mit Blut begoſſen!“ —

„Nun hör' mich an: Die ſchnöde Miſtelgilde
„Darf nicht mehr ſaugen an dem Eichenbaume,
„Ein Fleck an Dir mit jedem Reis verſchwindet!
„Erwache, Weib! Schrick auf aus Deinem Traume
„Und werde hoch und rein zum Götterbilde,
„Das eine Heimat und Altäre findet.
„Doch wenn die Schmach Dich bindet,
„Wenn Du, zu ſchwach Dich mächtig aufzuraffen,
„Noch weiter knieſt vor Deinem Aftergotte,
„Dich fürder machſt zum Spotte
„Vor Allen, die der Urgeiſt frei erſchaffen.
„— Dann fahre hin, die Magd dem Herrn zu eigen,
„Fahr' hin, geſtoßen aus dem Völkerreigen!“ —

Der Fluch verhallte, und der tote Recke
Verſank in ſeinem alten Heldengrabe.
Die Dirne floh, gehetzt von ſeinem Grolle,
Nur ſchwer und leiſe, wie ein ſatter Rabe,
Daß ſie nicht einen Zweiten noch erwecke,
Der ihr das Bild der eignen Schmach entrolle.
Sie weinte auch, die Tolle,
Als wenn in ihrem Auge nicht die Thränen
Nur für die Schwäche und die Knechtſchaft zeugten,
Die ſie zur Erde beugten,
Als wenn ein Fluch, ein Knirrſchen mit den Zähnen
Und eine That, nach der wir hoffend gierten,
Nicht beſſer ſie, als alle Thränen, zierten.

— Sie hat geweint. — die Thränen ſind verronnen. —
Sie gab ein Feſt, ein zierlich Ringelſtechen:
Der Preis war ſie und ihrer Krone Ehre.
Des Volkes Ritter durften Lanzen brechen.
Doch war der Preis und allerhöchſte Wonnen
Nicht feil für einen aus dem Kämpferheere.
Das Feſt war gut. Die Lehre
Vom Wert der Dirne und vom Wert der Kronen,
So lang verborgen hinter Schloß und Riegel,
Verlor das letzte Siegel
Und ſprang hervor, die Kämpfer zu belohnen.
Die Krone ging herüber und hinüber,
Ein Spiel. — die Zeit der Kronen iſt vorüber.

Am Baum der Zeit ſproßt nie dieſelbe Blüte
Die einmal ſchon an ihm verwelkte, wieder,
Damit dieſelbe Hand vom Zweig ſie pflücke:
Die Henne Zeit gibt nimmer ihre Glieder,
Daß ſie damit ein faules Ei bebrüte
Und ihm zu lieb die junge Brut zerdrücke.
Denn vorwerts, nicht zurücke,
Der Zukunft führt ſie unſer Heer entgegen.
Es kann nur eine neue Löſung paſſen
Für neue Rätſelmaſſen,
Und neuem Bunde frommt nur neuer Segen. —
War's nicht ein Kaiſer auch, gleich Barbaroſſa,
Der bettelnd ſtand im Hofe von Canoſſa? —

Mir war dies Spiel, als säh' ich die Hyäne
Zu Nacht im Bauch der Pyramide wühlen,
Wo ein Jahrtausend schon die Pharaonen
Entschlummert liegen auf durchharzten Pfühlen.
Das Thier sträubt heulend seine Borstenmähne
Und schreckt die Eulen, die das Grab bewohnen.
Und von den rost'gen Kronen
Zerrt es die morschen, gelben Byssusstreifen
Und schleicht, die Beute aus dem Totenreiche
Nun in die geisterbleiche,
Mondhelle, stumme Wüstennacht zu schleifen.
Doch kaum berührt die Luft der Mumie Züge,
So wird des Thieres Fund im Nu zur Lüge.

Bei Gott! Es gilt, die eigne Zeit zu bauen,
Nicht morſche Totenſchädel zu befragen.
Wir wollen länger nicht die Purpurſünden
Der krankgelognen Völker auf uns tragen,
Wir wollen uns entringen ihren Klauen
Und das Geſetz der neuen Zeit verkünden.
Auf offnem Markt entzünden
Wir Scheiterhaufen aus den Sündenzetteln,
Aus all den vielbenamten Siebenſachen,
Die uns zu Knechten machen,
Die gutes Recht als Gnade nur erbetteln.
Fort mit dem ganzen Kram der toten Zeiten,
Wir wollen für die neue Sonne ſtreiten!

— Ach Thor! — Was träumt man nicht an ſeinem Herde,
Wenn rein die Hand und ruhig das Gewiſſen! —
Was hat ſich draußen denn ſo viel verändert?
Iſt irgendwo der „Treue“ Band geriſſen?
Iſt etwa gar die alte Jungfer Erde
Nicht züchtig im gewohnten Paß geſchlendert?
Bewahre! Buntbebändert,
Mit goldnen Sternen auf dem vollen Magen,
Gehn allergnädigſt noch umher die Großen
Und treten wund und ſtoßen
Die Andern, die im Schweiß ſich mühn und plagen
Um karges Brot für ſich und ihre Kleinen,
Vom Morgenrot bis, wenn die Sterne ſcheinen.

Und doch, und doch! — „Gott will es!“ muß ich rufen,
Die Zeit iſt um, es ſchlug der Glocke Hammer,
Am Hemmſchuh iſt ein Kettenring zerriſſen,
Des Hochmuts Prahlen iſt verkappter Jammer,
Die fahle Furcht lauſcht an der Throne Stufen,
Und Feigheit lehnt ſich in die Purpurkiſſen.
Sie wiſſen, o ſie wiſſen:
Die Zeit iſt um! Sie wiſſen es und zittern,
Denn nur von Furcht wird Grauſamkeit geboren
Und nur der Feigheit Ohren
Umgeben ſich mit hunderttauſend Gittern,
Um nichts zu hören, weder Drohn noch Mahnen,
Um die Gefahr, die nahe, nicht zu ahnen.

Der übt nicht Rache, der dem Kampf gewachsen,
Der ruhig ihm die Stirne weist und mutig;
Er fudelt nimmer seines Schwertes Spitze
Im kranken Herzen Kriegsgefangner blutig:
— Er tritt dem Zeitenwagen auf die Achsen
Und schwingt sich selbst hinauf zum Lenkersitze.
Auch in des Kampfes Hitze
Bleibt er ein Löwe noch, ein edler Gegner,
Der Schlag auf Schlag und Hieb nach Hieb erwiedert
Doch nie sich so erniedert,
Daß er zur Rache greift, wenn ein verwegner,
Einst mächt'ger Feind, mit durchgeschnittnen Sehnen,
Sich stöhnend muß auf seine Kniee lehnen.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Ihr nennt es Strafe! — Und wofür? — Weil Schergen
In ihrem Wörterbuche Schergen heißen?
Weil sie für jede Schmach und jede Schande
Das rechte Wort zu finden sich befleißen,
Und weil ihr Geist von langgezerrten Zwergen
Sich nicht mehr fangen ließ in Netz' und Bande?
Und weil in Gottes Lande
Die Armen nicht die Reichen füttern sollten?
Weil Keiner tragen soll der Knechtheit Bürde,
Und Menschen Menschenwürde
Und Menschenrechte endlich haben wollten? —
Nein, Rache war es, in der Nacht gesponnen,
Feigherz'ge Rache, von der Furcht ersonnen.

Die Feigheit hier, die Feigheit allerorten,
Nicht minder reich an Troß, als wie an Helden.
Die Hunde auch im Stall nicht zu vergessen,
Die winselnd sich um einen Fußtritt melden
Und, — Steuermarken um den Hals an Borten. —
Bei Rechts und Links die Überbleibsel fressen.
Die Feigheit geht mit Tressen,
Mit rotem Gold und Titeln überladen,
Im Kriegerrock, im schlichten Bürgerkleide
In Lumpen und in Seide;
Bei Spiel und Tanz, bei Festen und Paraden
Nur Furcht und blasse Feigheit allerwegen.
Und fragt ihr: „Wo?“ frag' ich: Wo n i c h t? entgegen.

Vermummt als dies und das, als Klugheit, Treue,
Als Henkerblutgier auch und freches Prahlen,
Als Demut, Stolz und gottergebnes Hoffen,
In allen Farben ſpielend, gleich Opalen,
Dieſelbe immerhin als Trotz und Reue,
Schnitzt ſich die Feigheit jetzt aus allen Stoffen.
Ich kann, ich ſag' es offen,
Dies edle Zeichen dadurch nur erklären,
Daß Alle zaghaft vor dem Morgen ſtehen,
Den uns die Zeit in Wehen,
Die bange Zeit, nun endlich ſoll gebären.
Wenn Hoffnung ſo wie Furcht als Feigheit handelt,
Dann iſt's gewiß, daß ſich die Zeit verwandelt.

Es iſt gewiß, ſonſt wär' es nicht zu glauben
Wir ließen uns durch Bayonnette täuſchen
Und wachten doch am Tag erſt auf und ſtaunten
Vor all der Pracht, wie wir nach tiefen Raüſchen
Ja böſe Träume ſchwer nur von uns ſtauben,
Die uns in's Ohr Kobolde tückiſch raunten.
Die Herrn, die mißgelaunten,
Die eben jetzt die letzte Wut verbüßen.
Das letzte Gift, des letzten Zornes Glühen
Mit Todesangſt verſprühen,
Wir glaubten ſie noch feſt auf ihren Füßen.
Weil ſie noch einmal Todespfeile ſenden
Und dem Verrat noch einmal Kränze ſpenden.

Du Neckarthal, Du Gau am grünen Rheine,
Du lächelnd ſüße Heimat meiner Träume,
Du Schwarzwald mit den ſagendunklen Zweigen,
O, all' ihr lieben, nievergeſſnen Räume,
Ihr Trümmer auch im Abendſonnenſcheine,
Nun ſteht ihr da, verſenkt in trübes Schweigen.
Wer wird in heitrem Reigen
Sein Mädchen auf der blut'gen Wieſe ſchwingen,
Wo Blumen wurzeln in durchſchoſſnen Herzen,
Und frühverſargte Schmerzen
Sich blühend aus der ſtillen Erde ringen?
Du armes Land, wer wird in Neckarweinen
Nicht freies Blut jetzt mitzutrinken meinen? —

O, ſchwingt die Mädchen, ſaugt die reichen Düfte,
Die aus ſo ſtolz gedüngter Erde ſprießen.
Laßt ſie als eurer Brüder letzte Bitte,
Als heiße Mahnung durch die Adern fließen
Und denkt beim Tanz um jener Opfer Grüfte:
„Die Bundeslade ruht in unſrer Mitte!“
Trinkt zu! Die alte Sitte
Trank Brüderſchaft aus blutgemiſchten Bechern.
So zögert nicht, wenn auch an euern Reben
Viel blut'ge Trepfen kleben,
Der rote Trunk weiht euch zu heil'gen Zechern:
Ihr trinkt in ihm den Todesmut der Freien.
— Trinkt zu! Mag euch der Feuerwein gedeihen!

Die Toten glitten hin, wie Himmelsleuchten,
Spinnſterne, die wir einſt geſehn in Stunden,
Wo ſich im Herzen tief zwei Augen finden,
Die nie vergeſſen, was ſie je erkunden,
Die Fackeln werden, wenn ſie ſich befeuchten,
Und brechen können, aber nicht erblinden.
Wir wollen Kränze winden,
Prachtvolle Kränze für die öden Hügel,
Doch nicht aus Liedern, nicht aus Blumengarben —;
Die für die Freiheit ſtarben,
Die ſtarke Fauſt am Schwert, den Fuß im Bügel,
Die Bruſt bedroht von einem Wald von Speeren,
Kann man durch Kränze nur von Thaten ehren.

Die toten Sterne ruhn, doch andre funkeln
— Lebendig eingesargt in enge Mauern —
Nie für ein Auge, dem sie gern erglänzen;
Nur ihrer Feinde Blicke sehn sie lauern:
Ob auch die Wände alles Licht verdunkeln,
Ob freudlos dumpf genug des Kerkers Gränzen?
Wie neben welken Kränzen
An Särgen trübe Ampeln dunstig fachern,
So flimmern sie im Grab, sich selbst verzehrend
Und aller Lust entbehrend,
Gespeist, bewacht von ihren Widersachern,
Die sie nur darum nicht vom Leben scheiden,
Damit sie länger sterben, länger leiden.

Die toten Sterne ruhn, doch andre brennen
In ſtiller düſtrer Nacht auf fremden Pfaden,
Unſtete, heimatloſe Feuerfunken,
Die ohne Freude ſich im Aether baden
Und bitter ihre Brüder glücklich nennen,
Weil ſie in theurer Erde Schoß verſunken.
Sie könnten leuchtend prunken
Und Sonnen ſein in ihrem eignen Kreiſe,
Jetzt ziehn ſie hin, gleich zürnenden Kometen,
Ein heißer Fluch ihr Beten,
Sie ziehen hin und kehren einſt als Greiſe
Vielleicht, vielleicht nur, wenn ſie nicht mehr lodern,
In's Land zurück, wo ihre Brüder modern.

Der Deutſche reicht dem Polen ſeine Hände,
Sie theilen gleiches Weh und ſchmieden Plane
Für's Vaterland. — Ein Berg von Sturmgefühlen
Schwimmt ihnen hin auf dieſes Wortes Kahne!
Sehnſüchtig Lieben, wilden Haſſes Brände,
Vereint in den gebeugten Herzen wühlen.
Und an den Purpurſtühlen
Anbranden wird dies Meer in vollen Wogen,
Die Tropfen, die in alle Winde ſtiebten,
Weil ſie die Heimat liebten,
Sie kommen bald als Meer zum Kampf gezogen.
Sie kommen an, zu rächen ihre Laren,
Die Deutſchen, Polen, Römer und Magyaren.

Ja, klagen muß ich auch die Steppenblume,
Die der Koſake an der Theiß gebrochen,
Die wundervolle, glühend heiße Roſe,
Vor der der Doppelgeier bang gekrochen,
Wie Schwache fliehen vor dem Heldentume,
Der Buchfink vor dem Falken duckt im Mooſe.
Erblüht im Kampfgetoſe,
Geweiht von Blitzen, biſt auch Du geſchändet,
Vieltauſend Blütenblätter — o und welche? —
Riß man aus Deinem Kelche,
Auch Du, auch Du haſt durch Verrat geendet;
Die Blätter flattern hin durch alle Lande,
Zertreten liegt Dein fahler Knauf im Sande.

O ſingt ihn an, wie Beck ihn angeſungen,
Den „milden“ „ritterlichen“ Fürſtenknaben,
Reicht ihm die Hand, ich weigre ihm die meine,
Leichtſinnig werf' ich nie mein Lied vergaben.
Mein Kranz wird nur um eine Stirn geſchlungen,
Die würdig iſt, zu tragen Heil'geneicheine.
Ich taſte nur das Reine
Mit feſter Hand, — und Deine Hand iſt blutig!
Nicht blutbeſpritzt, weil ſie im Kampf geſtritten,
— In Deiner Schergen Mitten
Noch ſagt' ich Dir's, wie jetzt ſo ernſt und mutig —
Nein, blutbeſudelt, ſo wie Henkersfinger,
Wenn ſie den Menſchenmord vollbracht im Zwinger.

Wenn vom Schafotte ſie dem Gaſſenhaufen
Ein bleiches Menſchenhaupt, das ausgelitten,
Und deſſen Lippen krampfig noch erheben,
Als wollten ſie die Welt um Rache bitten,
Hin halten, bis das Volk ſich ſtill verlaufen,
Das träg und faul das Blutgerüſt umgeben.
Zum blauen Himmel ſchweben
Mit jenem Weihrauch, der für Dich gezündet,
Rauchwolken aus verbrannter Hütten Praſſeln,
Und ſchwerer Ketten Raſſeln
Und Hanf und Blei von Deiner „Milde“ künden.
So jung Du biſt, iſt doch ein Spott geworden
Schon Deine Weiſe, gnadenreichſt zu morden.

Und einen Ritter nennen Dich die Leute.
Fürwahr, Du haſt Dich ritterlich benommen,
Und Deiner Heldenthaten gibt es Maſſen:
Du haſt zu Deines jungen Ruhmes Frommen
Und zum Spektakel Deiner wilden Meute,
Auf offnem Markte Frauen peitſchen laſſen.
O, hundert Lieder faſſen
Das Lob nicht ſolcher ritterlichen Größe,
Du biſt ein Bayard ohne Furcht und Tadel,
Der ſeinen Seelenadel
Durch Peitſchenklatſch beweiſt und Kolbenſtöße . . . .
Geh' heim und brich Dein Wappenſchild in Splitter,
Du biſt — beim ew'gen Gott! Du biſt kein Ritter!

Verſuch's und bring' das Weib auch an den Pranger.
Das Weib mit düſtrer, erzgegoſſner Stirne,
Die Nemeſis an Deinem ſchwanken Throne,
Die Göttin, die von ihres Haubtes Firne
Lawinen rollen wird auf Deine Anger,
Und die ſchon fragt, ob ſie zu lang nicht ſchone?
Verſuch's, gib ſie dem Hohne
Der Lanzenknechte preis, wie jene Andern . . .
Du fahſt ſie nie, doch macht Dein Blut gefrieren
Oft eines Auges Stieren,
Und Schauer fühlſt Du durch die Glieder wandern,
Wenn unſichtbar dies Auge auf Dir raſtet,
Als würde geiſterkalt Dein Herz betaſtet.

Ob auch mein Lied zu Dir den Weg nicht findet
Und ſeinen Zorn Dir nicht in's Antlitz wettert,
Es zieht umher, ein kecker Vagabunde,
Der leichten Fußes jeden Felſ erklettert,
Zu Sträußen ſeine Hagerosen bindet
Und ſie von oben ausſtreut in die Runde.
Nie blieb's geheime Kunde,
Was je ein Sänger voll hinausgeſungen,
Es iſt nicht Jericho allein gefallen
Vor eines Liedes Schallen,
Und wenn vereinſt ein Lied „Dein“ Volk durchdrungen,
Dann bricht die Nemeſis an Oeſt'reichs Throne
In zwanzig Stücke Deine Kaiſerkrone — —

O dieſe Zeit voll Todesgraus und Trauer,
Sie geht in ſtarrem Blut bis zu den Knöchlein,
Die Blumen ſind durch Eis und Schnee verdorben,
Den Vogelſang betäubte Todesröchlein,
All' ihre Macht probt ſie an uns durch Schauer
Und iſt doch matt, als wär' ſie ſelbſt geſtorben.
Wer um ein Weib geworben,
Der führt's nicht heim zu ſeines Hauſes Herde
Jetzt, wo der Freie ſtets ein Vogelfreier,
Daß ſeiner Liebe Feier
Nicht auch ein liebſtes Leben noch gefährde.
O dieſe Zeit! — Mich wurmt der Fürſten Haſſen,
— Doch nur, weil ſich's die Völker bieten laſſen.

„Du **biſt** das Volk!“ So ſagt man gern dem Haufen,
„Du biſt der Menſchheit ewig grüne Jugend,
„Du biſt ein Stamm mit Millionen Zweigen,
„An denen jede Knospe eine Tugend;
„Du biſt das Volk, man kann nicht ſchöner taufen,
„Du biſt das Volk, Du kannſt nicht höher ſteigen!
„Es muß die Welt ſich neigen,
„Wenn Du, die Majeſtät, die eingebor'ne,
„Du ſchönſter aller Sterne, die wir kennen
„Und die am Himmel brennen,
„Wenn Du, die Macht, die einzig auserkor'ne,
„Nur leiſe Worte hauchſt, nur leiſe winkeſt,
„Ja mit den Augen nur Befehle blinkeſt!“

„Nun ſei das Volk!“ So reim' ich meine Rede,
Nun laß' die Trägheit, probe Deine Stärke,
Nun zeige, daß Du biſt von Gottesgnaden,
Nun ſchaffe rüſtig tugendreiche Werke,
Nun künde aller Lüge ew'ge Fehde
Und wag' es, in der Wahrheit Dich zu baden!
Nun laß' Dich nicht beladen,
Gleichwie ein Thier, das nur zum Schleppen tauget,
Nun ſei das Volk, nun heb' Dich aus dem Schlamme
Und gleiche nicht dem Schwamme,
Der Alles, Wein und Pfützenwaſſer ſauget! —
So iſt mein Wort. Man wird durch Schmeicheleien
Die Einzelhaufen nie zu Völkern weihen.

Die Haufen, ja, das eben iſt der Jammer!
Goldſtufen gibt es unten, reiche Adern,
Kryſtalle wachſen tief im Urgeſteine,
Und aus der Tiefe hol' ich feſte Quadern,
— Zum Ganzen aber ſchweißt ſie erſt die Klammer
Und ſtramme Mörtelgüße, wie ich meine.
Zu eines Volks Vereine
Gehört des Volkes ſelbſtbewußte Einheit:
Es iſt zu ſpät, zu pochen erſt die Stufen,
Wenn ſchon die Trommeln rufen;
Dann trübt die Haſt des Goldes lautre Reinheit
Durch zähen Fluß und ſpröd' verglaſ'te Schlacken,
Und Scharten ſind in der Kryſtalle Zacken.

Und unverſtanden bleibt noch oft den Maſſen
Was uns durchglüht und treibt, wie Zauberſprüche,
Sie zögern, um das Banner ſich zu ſchaaren,
Und finden wilde, ungereimte Flüche,
Wo ſie den Segen nicht ſogleich erfaſſen
Und über Ziel und Ende nicht im Klaren.
Das füllt die Totenbahren
Seit je und je mit theuren Brüderleichen,
Die von den eignen Brüdern Tod empfangen,
Weil Andres ſie verlangen,
Als was die Andern wünſchen zu erreichen.
Sie ziehen rechts und links am gleichen Wagen,
Drum dürfen Fürſten noch die Völker ſchlagen.

Die Völker, ja, denn nur in unſrem Hirne
Lebt es bisjetzt, das **Volk**, das große, ganze,
Das alle Menſchen einſt in allen Gauen
Verbindet zu der Menſchheit ſchönem Kranze,
Zur ſchönſten Zier, die auf der Erde Stirne
Für alle, alle Zeiten dann zu ſchauen.
Doch auch die Völker bauen
Ein prächtig Denkmal ſich, ein hohes, ſtolzes,
Wenn ſie, die jetzt im ſchnöden Joche keuchen,
Die Rabenbrut verſcheuchen
Und an den Ringen jedes Fahnenholzes
Den Spruch der Freiheit in den Lüften ſchwingen
Und Lieder handeln, nicht blos Lieder ſingen.

Das iſt der Völker Amt! Zu ſolchem Ziele
Wird auch Germania vom Schlaf erwachen,
Nicht als Geſpenſt, mit Zepter und mit Krone,
Das über Nacht die Kinder ſelbſt verlachen
Und dem die Fürſten in erlauchtem Spiele
Die Naſe kitzeln mit gefeitem Mohne.
Sie wohnt nicht auf dem Throne,
Sie iſt des deutſchen Volkes deutſches Wollen,
Sie weht in jedem deutſchen Athemzuge,
In jedes Blickes Flug,
In deutſcher Liebe und in deutſchem Grollen.
Die Herren aber wird und muß ſie laſſen,
Weil Herren nicht zur Volkseinheit paſſen. —

Brecht nicht den Stab, weil ich auf's Volk nicht ſchwöre,
So lang das Volk mir nicht erſcheint im Volke,
So lang die helle goldne Sonnenſcheibe
Noch halb verborgen hinter ſchwarzer Wolke;
Ihr wißt es ja, daß ich zum Volk gehöre
Und zu ihm ſtehe treu mit Geiſt und Leibe.
Gleich Aſa-Locke's Weibe [2])
Fang' ich geduldig, mit ſo heißem Eifer,
Daß fiebriſch oft des Herzens Pulſe klopfen,
Des ſcharfen Giftes Tropfen,
Gekrönter und geſalbter Schlangen Geifer,
Noch eh' ſie des Geliebten Haut durchdrangen,
Im Fallen weg, ſo weit die Arme langen.

Brecht nicht den Stab! Ich wünſche heiß und glühend,
Daß ſich das Volk, ein Fleiſch, ein Geiſt erhebe,
Daß ſich der Sieg zu ſeinen Fahnen wende,
Daß endlich riſſen alle Truggewebe,
Und Jeder, nur für eignes Werk ſich mühend,
Der Arme Kraft als Fröhner nicht verſchwende.
Brecht nicht den Stab! Das Ende
All meiner eignen Leiden liegt im Siege
Und mit dem Sieg des Volkes in der Weite.
Ich glühe nach dem Streite
Ich glühe nach dem allerletzten Kriege,
In dem ſich endlich durch des Volkes Waffen
Verlorne Menſchen aus dem Staube raffen . . . .

Ich ſehne mich danach, o Gott, ſo mächtig,
Daß ich mich niemals lieber irren wollte,
Und daß ich dem, der mir den Irrtum wieſe,
Aus voller Bruſt ein ſtürmiſch Danken zollte,
— Die Erde, heut' ſo dumpf und mitternächtig.
Sie würde morgen ja zum Paradieſe.
Erſchlagen wär' der Rieſe,
Der tief im Thurm die Freiheit hält gefangen,
Vom tapfren Paladine Volk erſchlagen,
Und von dem Siegeswagen
Säh' die Befreite, die wir oft beſangen,
Und ſtrömte gleiche Freude aus für Alle
Und einte Aller Lied im Jubelſchalle!

— Ich bin ein Pfeil, geſchnellt von Geiſterhänden,
Doch ein lebend'ger Pfeil, der ſelber fühlet,
Der weinen muß und eignes Blut verſpritzen,
Wenn er ſich tief in Andrer Herzen wühlet.
Aus Liebe greif' ich zu des Haſſes Bränden
Und treff' oft mich mit meinen eignen Blitzen.
Bohr' ich des Vorwurfs Spitzen
Dem oder jenem Schurken in die Kehle,
— Ich muß es thun, — ſo treff' ich auch die Seinen,
Und wenn Schuldloſe weinen,
Durchzieht ein ſchneidend Weh auch meine Seele.
So trag' ich jede ſelbſtgeſchlagne Wunde
Und leide mit und gehe mit zu Grunde.

Ich bin ein Menſch, dem nie ein Wunſch gelungen.
Oft glaubt' ich ſchon den Becher an der Lippe,
Doch eine finſtre Hand ſtieß mich vom Rande;
Im Hafen trieb mein Schiff noch an die Klippe,
Als ſchon den Anker man zum Grund geſchwungen,
Und es verſank und ließ mich arm am Strande.
Als lähmten Zauberbande
Mein Thun, als hätte mich ein Fluch getroffen.
Stirbt täglich mir ein Wunſch, der mich durchglühte,
Ein Wurm in jeder Blüte,
Die ich geliebt, betrog mein beſtes Hoffen;
Zu ernſt den Jungen und zu raſch den Alten,
Selbſt jung und alt, ſo war ich ſtets zerſpalten.

So ward ich zag, doch nicht dem Kampf genüber,
Ich fürchte, weil ich wieder Wünſche habe,
Ich fürchte, daß ſie, wie mein andres Ringen
Sich nicht erfüllen als die ganze Gabe,
Und alles Halbe trifft ein Fluch, ein trüber:
Das Halbe läßt ſich nie zum Ganzen bringen.
Nur wenn auf Geiſterſchwingen
Der ganze Tag vom Himmel niederrauſchet,
Ein Schlag, ein Schrei, ein Jubel allerorten,
Die Nacht aus Kerkerpforten
Umſonſt, für ſtets umſonſt, nach Rettung lauſchet.
Dann erſt, doch dann erſt, iſt der Sieg errungen,
Und Höchſtes, Allerletztes uns gelungen.

— Sie kommt, die Zeit! — Soll ich ſie jetzt ſchon preiſen,
Wo Schmach und Schande auf den Völkern laſten,
Wo klagend ſie blutrünſtige Geſichter
Auf denen täglich neue Kummer raſten,
Mit dumpfem Murren nur einander weiſen,
Weil man ſie richtet, die allein die Richter?
O dieſe Zeit! — Der Dichter
Verhüllt ſein Haupt, wie hoch im Blau die Sterne,
Die Trauer näßt ihm ſeine müden Augen,
Und wilde Schmerzen ſangen
An ſeinem Mark, an ſeines Lebens Kerne,
Zwiefacher Froſt ihm Herz und Seele ſchüttelt,
Zwiefacher Froſt an ſeinen Freuden rüttelt.

So ſitz' ich am Kamine,
Die ew'ge Klage heult vor meinen Fenſtern,
Wehmütig ſchrill, ſie hat dies Lied begleitet,
Und ihr Gewimmer ſtreitet
Noch jetzt mit all den andern Nachtgeſpenſtern.
Sie trägt die Schuld, daß ich ſo trüb gedichtet,
Nun nehmt mein Lied und brecht den Stab und richtet!

Noten.

[1]) Vernhöved. Es war die Schlacht bei Vernhöved **1319**, durch welche Gerhard der Große den energischen Widerstand der Ditmarsen brach.

[2]) Gleich Asa-Loke's Weibe ꝛc. Loke war nach Baldurs Tode, den er veranlaßt, vor der Rache der andern Asen geflohen und hatte sich im Farangerfalle verborgen. Trotz seiner List endlich gefangen, ward er auf Felsblöcke gelegt, festgebunden und eine Schlange über sein Gesicht gehängt, die giftigen Schaum auf seinen Kopf träufelt. Loke's Weib, Sigin, setzte sich zu dem Gefolterten und fing die Tropfen in einer Schale auf. — Ich meine nicht, daß das Volk ein Loke, ich glaube aber, daß wir, ich und Andre, oft Gelegenheit haben, ein ähnliches Werk aufopfernder Liebe auszuüben, wie das ist, welches um Sigins Haubt einen so melancholischen Heiligenschein malt. —